expertenReport

Quelle: Experten/ KI

Wie offen ist die Zukunft wirklich?

Konstantin Schamber

Die Zukunft ist offen. Kaum ein Satz klingt selbstverständlicher. Doch vielleicht liegt genau darin das Missverständnis. Denn offen ist nicht dasselbe wie erreichbar.

Gesellschaften leben jedoch nicht in dieser abstrakten Offenheit. Sie investieren, regulieren, bauen Infrastrukturen, entwickeln Technologien, schaffen Institutionen und treffen Entscheidungen. Damit bereiten sie sich auf bestimmte Zukünfte vor – und verändern zugleich die Bedingungen, unter denen andere Zukünfte noch entstehen können.

Die entscheidende Frage lautet deshalb nicht, ob die Zukunft offen ist.

Sie lautet: Wie viel von dieser Offenheit bleibt einer Gesellschaft tatsächlich erhalten?

Zukunft beginnt in der Gegenwart

Über Zukunft zu sprechen bedeutet zwangsläufig, von der Gegenwart auszugehen. Es gibt keine Daten aus dem Jahr 2040, die heute ausgewertet werden könnten. Es gibt Daten der Vergangenheit und Gegenwart, aus denen Erwartungen über 2040 entstehen.

Deshalb unterscheidet Zukunftsforschung zwischen möglichen, wahrscheinlichen und wünschenswerten Zukünften. Diese Kategorien sind nicht identisch. Eine Entwicklung kann möglich sein, ohne wahrscheinlich zu erscheinen. Sie kann wahrscheinlich sein, ohne gesellschaftlich erwünscht zu sein. Und eine wünschenswerte Zukunft muss keineswegs jene sein, auf die bestehende Strukturen zulaufen.

Diese Unterscheidung ist von erheblicher Bedeutung, weil moderne Gesellschaften Zukunft zunehmend organisieren müssen. Unternehmen planen Investitionen, Versicherer kalkulieren Risiken, Staaten errichten Infrastrukturen und Kapitalmärkte bewerten Erwartungen. Entscheidungen benötigen Annahmen darüber, was kommen könnte.

Aus einem theoretisch unbegrenzten Feld denkbarer Entwicklungen muss deshalb eine handhabbare Auswahl entstehen.

Das ist unvermeidlich. Ohne Komplexitätsreduktion wäre weder Planung noch koordiniertes Handeln möglich.

Doch jede Auswahl hat eine zweite Seite: Was Orientierung schafft, kann zugleich Möglichkeiten aus dem Blick verlieren.

Zukunft ist kein leerer Raum

Häufig wird Zukunft so behandelt, als läge vor der Gegenwart ein leerer Raum, der erst durch kommende Entscheidungen gefüllt werde. Tatsächlich ist dieser Raum längst strukturiert.

Eine Gesellschaft, die Autobahnen gebaut hat, besitzt andere Entwicklungsmöglichkeiten als eine Gesellschaft ohne diese Infrastruktur. Ein Unternehmen, das seine Prozesse vollständig auf eine bestimmte Softwarearchitektur ausgerichtet hat, entscheidet unter anderen Bedingungen als eines ohne diese Bindung. Eine Volkswirtschaft mit spezialisierten Lieferketten, Qualifikationen und regulatorischen Standards kann bestimmte Technologien leichter aufnehmen als andere.

Vergangene Entscheidungen wirken deshalb in die Zukunft hinein.

Sie verbieten Alternativen meist nicht. Sie verändern deren Kosten.

Je stärker Kapital, Wissen, Infrastruktur und Institutionen an einen bestimmten Entwicklungspfad gebunden sind, desto größer wird der Aufwand, ihn zu verlassen. Dadurch entsteht eine eigentümliche Form gesellschaftlicher Vorauswahl: Vieles bleibt theoretisch möglich, während praktisch immer weniger davon erreichbar erscheint.

Die Zukunft schließt sich nicht mit einem einzigen Beschluss. Sie schließt sich in kleinen Entscheidungen.

Wie aus Möglichkeiten Pfade werden

Technologischer Fortschritt macht diesen Mechanismus besonders sichtbar.

Eine neue Technologie erweitert zunächst das Spektrum des Machbaren. Sie schafft Anwendungen, Geschäftsmodelle und Handlungsmöglichkeiten, die vorher nicht existierten. Gerade darin liegt ihre innovative Kraft.

Mit ihrem Erfolg verändert sich jedoch ihr Charakter.

Unternehmen investieren, Fachkräfte spezialisieren sich, Schnittstellen entstehen, Standards werden definiert und regulatorische Verfahren angepasst. Andere Systeme beginnen, sich an der erfolgreichen Technologie auszurichten. Je dichter dieses Geflecht wird, desto wertvoller wird die Teilnahme daran – und desto kostspieliger wird es, außerhalb zu bleiben.

Aus einer Möglichkeit wird ein erfolgreicher Pfad, aus dem erfolgreichen Pfad ein Standard und aus dem Standard kann schließlich eine Voraussetzung gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Anschlussfähigkeit werden.

Die Technologie hat damit nicht aufgehört, Fortschritt zu sein. Im Gegenteil: Gerade ihr Erfolg erzeugt die Strukturen, die ihre weitere Verbreitung begünstigen.

Doch derselbe Prozess, der eine Möglichkeit realisiert, verändert die Chancen konkurrierender Möglichkeiten.

Fortschritt öffnet Zukunft und beginnt im selben Moment, sie neu zu ordnen.

Niemand muss die Zukunft schließen

Das Bemerkenswerte an diesem Prozess ist, dass er keinen zentralen Akteur benötigt.

Kein Unternehmen entscheidet allein über die technologische Zukunft einer Gesellschaft. Kein Investor kontrolliert sämtliche Kapitalströme. Kein Staat bestimmt vollständig, welche Innovation sich durchsetzen wird. Dennoch können viele voneinander unabhängige Entscheidungen in dieselbe Richtung wirken.

Unternehmen wählen etablierte Systeme, weil sie kompatibel sind. Kapitalgeber bevorzugen Technologien, deren Märkte skalierbar erscheinen. Versicherer kalkulieren Risiken anhand verfügbarer Erfahrungen. Regulierer entwickeln Normen für Lösungen, die bereits gesellschaftliche Relevanz besitzen. Nutzer entscheiden sich für Angebote, die mit bestehenden Infrastrukturen funktionieren.

Jede einzelne Entscheidung kann rational sein.

In ihrer Summe können diese Entscheidungen jedoch einen Entwicklungspfad stabilisieren, den niemand in dieser Form geplant hat.

Darin liegt eine der schwierigsten Eigenschaften moderner Gesellschaften: Alternativlosigkeit muss nicht angeordnet werden. Sie kann entstehen.

Wenn Erwartungen Wirklichkeit erzeugen

Hinzu kommt ein weiterer Mechanismus. Gesellschaften beobachten Zukunft nicht nur. Ihre Erwartungen an die Zukunft verändern ihr Verhalten in der Gegenwart.

Wenn Investoren eine Technologie für besonders aussichtsreich halten, erhält sie Kapital. Mit diesem Kapital werden Unternehmen aufgebaut, Forschung finanziert und Produktionskapazitäten geschaffen. Dadurch steigt wiederum die Wahrscheinlichkeit, dass gerade diese Technologie erfolgreich wird.

Ähnliches gilt für politische Prognosen, Marktstudien, demografische Erwartungen oder Risikomodelle. Sie können

Entscheidungen auslösen, durch die jene Wirklichkeit verändert wird, die sie ursprünglich nur beschreiben sollten.

Zukunftserwartungen besitzen deshalb eine ökonomische Wirkung.

Das Wahrscheinliche erhält Ressourcen, weil es wahrscheinlich erscheint. Mit diesen Ressourcen wird es realisierbarer und dadurch möglicherweise noch wahrscheinlicher.

Das Unwahrscheinliche durchläuft den umgekehrten Prozess. Es erhält weniger Kapital, weniger institutionelle Aufmerksamkeit und weniger Infrastruktur. Seine geringe Wahrscheinlichkeit kann damit teilweise zur Folge der Bedingungen werden, die aus seiner angenommenen Unwahrscheinlichkeit entstanden sind.

Zukunft wird an diesem Punkt reflexiv: Wir entscheiden nach unseren Erwartungen – und unsere Entscheidungen verändern die Welt, auf die sich diese Erwartungen beziehen.

Der gesellschaftliche Möglichkeitsraum

Damit lässt sich Zukunft anders verstehen. Sie ist nicht nur das, was zeitlich vor uns liegt. Für Gesellschaften ist Zukunft ein Möglichkeitsraum.

Dieser Raum besteht aus Technologien, Institutionen, Fähigkeiten, Ressourcen und Vorstellungen, die unterschiedliche Entwicklungen zulassen. Manche Wege sind breit ausgebaut, andere kaum erkennbar. Einige besitzen Kapital, Infrastruktur und politische Unterstützung, während andere lediglich denkbar sind.

Die Größe dieses Möglichkeitsraums lässt sich deshalb nicht daran messen, wie viele Zukünfte theoretisch vorstellbar sind.

Entscheidend ist, wie viele unterschiedliche Wege eine Gesellschaft praktisch noch beschreiten kann.

Eine resiliente Gesellschaft zeichnet sich unter dieser Perspektive nicht allein dadurch aus, dass sie eine bestimmte Zukunft besonders effizient erreicht. Zukunftsfähigkeit zeigt sich auch darin, unter veränderten Bedingungen noch eine andere wählen zu können.

Damit erhält Vielfalt eine strategische Bedeutung.

Sie ist nicht bloß kultureller oder politischer Wert. Sie bewahrt Handlungsmöglichkeiten.

Das Paradox des Fortschritts

Genau hier liegt die zentrale Idee von „Monofuturis“.

Moderne Gesellschaften besitzen eine historisch beispiellose Fähigkeit, Möglichkeiten hervorzubringen. Wissenschaft erweitert Wissen, Technologie erweitert Handlungsmacht und Märkte ermöglichen die schnelle Verbreitung erfolgreicher Innovationen.

Doch dieselben Mechanismen erzeugen Selektion.

Komplexe Gesellschaften benötigen Standards, Spezialisierung, Arbeitsteilung und institutionelle Ordnung, um handlungsfähig zu bleiben. Technologien benötigen Schnittstellen, Investitionen und Skalierung. Märkte benötigen Erwartungen. Politik benötigt Entscheidungen.

Die Reduktion von Möglichkeiten ist deshalb nicht einfach ein Fehler des Systems. Sie ist teilweise Voraussetzung seines Funktionierens.

Genau darin besteht das Paradox. Wir erweitern unsere Möglichkeiten, indem wir Strukturen schaffen, die Möglichkeiten reduzieren.

Je erfolgreicher diese Strukturen werden, desto stärker können sie jene Entwicklungspfade stabilisieren, auf denen sie selbst beruhen. Fortschritt und Verengung sind deshalb keine Gegensätze. Sie können zwei Seiten desselben Prozesses sein.

Die gefährlichste Zukunft ist die selbstverständliche

Das eigentliche Risiko beginnt daher nicht erst dort, wo eine Gesellschaft keine Alternativen mehr besitzt. Es beginnt früher – dort, wo sie ihre verbleibenden Alternativen nicht mehr als solche wahrnimmt.

Technologische Standards erscheinen dann als technische Notwendigkeiten. Wirtschaftliche Pfade gelten als Marktgesetz. Politische Prioritäten werden zu Sachzwängen. Prognosen werden mit Entwicklungen verwechselt und dominante Zukunftsbilder mit Zukunft selbst.

Eine Gesellschaft kann auf diese Weise weiterhin innovativ, dynamisch und technologisch erfolgreich sein und zugleich ihren Möglichkeitsraum verengen.

Gerade deshalb wäre Stillstand das falsche Gegenmodell. Eine offene Zukunft verlangt nicht weniger Entwicklung, sondern die Fähigkeit, Entwicklungspfade immer wieder auf ihre Alternativen zu prüfen.

Die zentrale Frage lautet nicht: Wie lässt sich Veränderung verhindern?

Sie lautet: Wie lässt sich verhindern, dass Veränderung nur noch in eine Richtung möglich wird?

Offenheit ist kein Zustand

Damit verändert sich auch das Verständnis von Zukunftsfähigkeit.

Offenheit ist keine Eigenschaft, die Zukunft automatisch besitzt und die deshalb nicht geschützt werden müsste. Gesellschaftliche Offenheit muss durch Entscheidungen immer wieder hergestellt werden. Sie benötigt konkurrierende Ideen, unterschiedliche Wissensbestände, technologische Alternativen, institutionelle Lernfähigkeit und die Bereitschaft, auch solche Möglichkeiten zu erhalten, deren unmittelbarer Nutzen noch nicht vollständig berechenbar ist.

Das ist ökonomisch anspruchsvoll. Vielfalt verursacht Kosten. Redundanzen sind häufig ineffizient, alternative Systeme benötigen Ressourcen und nicht jede offen gehaltene Möglichkeit wird sich später als wertvoll erweisen.

Doch vollständige Optimierung besitzt ebenfalls einen Preis. Wer sämtliche Ressourcen auf den heute effizientesten Pfad konzentriert, erhöht dessen Leistungsfähigkeit – und möglicherweise zugleich die Abhängigkeit von den Annahmen, unter denen dieser Pfad gewählt wurde.

Die entscheidende Abwägung verläuft deshalb nicht zwischen Effizienz und Verschwendung. Sie verläuft zwischen gegenwärtiger Optimierung und zukünftiger Handlungsfähigkeit.

Wie offen ist die Zukunft wirklich?

Die Zukunft bleibt prinzipiell offen, weil sie noch nicht geschehen ist. Gesellschaftlich ist diese Offenheit jedoch weder unbegrenzt noch garantiert.

Jede Generation übernimmt Infrastrukturen, Institutionen, Technologien, Abhängigkeiten und Vorstellungen darüber, was als vernünftig, realistisch oder überhaupt denkbar gilt. Sie beginnt ihre Zukunft deshalb niemals bei null.

Gleichzeitig verändert jede Generation diesen Möglichkeitsraum für die nächste.

Darin liegt eine Verantwortung, die über klassische Zukunftsplanung hinausgeht. Es genügt nicht, eine gewünschte Zukunft möglichst präzise zu entwerfen. Ebenso wichtig ist die Frage, welche anderen Zukünfte durch ihre Verwirklichung schwieriger werden.

Genau darin liegt für mich die zentrale Idee von „Monofuturis“: Zukunft geht nicht erst verloren, wenn sie festgelegt wird. Sie verengt sich bereits dort, wo Möglichkeiten zwar theoretisch bestehen bleiben, praktisch aber ihre Anschlussfähigkeit verlieren. Eine offene Gesellschaft erkennt man deshalb nicht daran, dass sie besonders genau weiß, wohin sie will. Man erkennt sie daran, dass sie auch morgen noch anders entscheiden kann.

Versicherungs- und Finanznachrichten

expertenReport

https://www.experten.de/id/4951858/Wie-offen-ist-die-Zukunft-wirklich/